

Nr. 2. Posen, den 8. Januar. 1893.

Am Schloßbrunnen.

Ein Sylvesterspuk von O. Elster.

(Schluß.)

Die vier Frauengestalten reckten und dehnten sich.

„Liebe Weichsel", sprach die Elbe, „nimm es dem thörichten Menschenkind nicht allzu übel, wenn er Dich belästigt hat. Die Thoren meinen ja, es steckte kein Leben, keine Empfindung in uns, weil wir nur in der ersten Stunde jedes neuen Jahres sprechen und uns bewegen können."

„Es mag ihm verziehen sein", brummte die Weichsel, sich in jene bequemere Positur setzend, als die war, welche ihr der Bildhauer verliehen hatte.

„Schläft denn der Alte da oben noch?" fragte eine andere der Frauen.

„Es hat noch nicht zwölf geschlagen", entgegnete die Elbe. „Ihr wißt, daß der Alte gern lange schläft."

„Ach was, Narrenspossen! Man soll jede Minute ausnutzen. Heda, Neptun! Poseidon! Alte Schlafmütze, wacht auf. 's ist Sylvesternacht heute!"

Die Weiber lachten laut auf und schlugen mit ihren Sicheln oder was sie in der Hand hielten an die von den Seeungethümen gehaltenen Bronzebecken, daß es wie mächtige Glockentöne über den Platz schallte.

„Verdammtes Weiberpack", ertönte da eine tiefe Baßstimme von der Höhe des Monumentes herab, „wollt Ihr wohl Ruhe halten. Glaubt das leichtsinnige Gesindel, ich schliefe noch! Ich schlafe nie! Ich sehe mit wachenden Augen in die Welt und beobachte Alles, was um uns in dieser guten Stadt vorgeht. Ihr dürft nur in der Sylvesternacht erwachen, ich wache immer — ich wache über das Wohl der Stadt — deßhalb hat mich der hochwohllöbliche Magistrat der Residenzstadt hierher auf diese hohe Warte gestellt."

„Sehr gut! Sehr gut!" lachten die Weiber.

Poseidon aber reckte sich in seiner ganzen gewaltigen Größe empor und schwang den Dreizack hoch in die Luft. Da donnerte vom nahen Rathhausthurme die zwölfte Stunde. Das alte Jahr war zu Ende! Posaunen und Glocken erklangen! Lachen und Schreien ertönte! Jauchzen und Toben! Gläserklirren und Prositrufen! Ein wilder Lärm! Ein tosendes Geheul! Ein stürmisches Gelächter!

„So ist es recht! So ist es recht!" rief Poseidon, schwang seinen Dreizack und lachte, daß es klang, als würde auf vierundzwanzig Kesselpauken ein rasender Wirbel geschlagen.

Die Weiber lachten und die Putten an dem Bronzefelsen jauchzten und die Seeungethüme bäumten sich unter wieherndem Lachen empor und die Ungeheuer im Grunde des Beckens grunzten und quiekten, heulten und knurrten, daß es dem armen Julius Golde siedend heiß durch die Adern rann.

Wiederum schwang Poseidon den Dreizack empor und der satanische Lärm verstummte. Eine Todtenstille gegen früher trat ein. Die Flußweiber schauten erwartungsvoll zu ihrem Gebieter empor, die Putten deckten sich scheu in die Felsspalten und die Seeungeheuer setzten sich wieder und nahmen eine lauschende Stellung ein. Poseidon aber trat in majestätischer Haltung an den äußersten Rand des Felsens, stützte sich auf den Dreizack, wie ein Schäfer auf seinen Schäferstock und blickte mit gütigem Lächeln auf Julius Golde nieder.

„Es ist das erste Mal," sprach er dann, „daß ein Menschenkind in dieser feierlichen Stunde zu uns kommt, um uns seine Verehrung darzubringen. Wir danken Dir, Menschenkind. Wir wollen Dir das niemals vergessen."

„Großer Gott" . . . murmelte Julius ehrerbietig.

„Ja ich bin ein Gott," fuhr Poseidon fort, „obgleich die Menschheit mich als solchen nicht mehr anerkennen will. Ich bin ein Gott, dem die Menschheit heute noch huldigt. Ein Gott des Wassers, aber auch ein Gott der Kunst in der — freien Rede! Als Gott des Wassers haben mich die Menschen abgesetzt, aber in ihrer Kunst, in ihren Reden verehren sie mich noch immer, denn wässeriger denn je ist ihre Kunst, ist ihr Reden geworden! Beim donnerfrohen Zeus, wie viel Wasser wird nicht heutzutage geredet! Unaufhörlich rauschen die Bäche der Reden — im Parlament — in der Stadtverordnetenversammlung — in den Bürgervereinen, — in Volksversammlungen — bei Diners und Soupers — bei Kindtaufen und Hochzeiten — in literarischen Klubs und Vereinen — ein jeder will reden, ein jeder muß reden, und lustig und leicht wie das Plätschern des Wassers rinnen die Reden dahin! Das ist der Tribut, den die Menschheit mir, dem Gott des Wassers bringt! Hahaha!"

Das Lachen erdröhnte über den Platz, daß die Häuser zitterten. Poseidon aber fuhr fort:

„Deshalb fürchte ich auch nicht, von meinem Thron gestoßen zu werden. Der Gott des Wassers herrscht unumschränkt in der Welt und alle Menschen huldigen ihm. Horcht nur heute Nacht hinein in die Häuser dieser Stadt! Ueberall wird geredet — geredet — geredet! Du aber Menschenkind", — und der Dreizack senkte sich gegen den zitternden Julius

Golde — „Du bist einer meiner treuesten Diener! Du redest bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit, und Deine Reden sind wässeriger, als ein vollgesogener Schwamm. Deßhalb liebe ich Dich und will Dich zu hohen Ehren bringen als Dichter und Poet. Mein Geist soll über Dir schweben, wie der Geist über den Wassern, und alle Deine Feinde, welche diesem Reden hindern wollen, die Deine Toaste, Deine Gelegenheitsgedichte, Deine Festgesänge gewaltsam unterdrücken möchten, ich werde sie mit meinem Dreizack zerschmettern! Komm herauf zu mir, edler Jüngling, Verleger und Poet lyrischer Gedichte, daß ich Dir die Weihe des Wassergottes gebe!"

Julius Golde fühlte seine Brust in Stolz und Selbstbewußtsein schwellen. Hier, hier bei dem mächtigen Gott fand er Anerkennung, die er bei den Menschen vergeblich gesucht. Jetzt sollte ihn der lange Meyer nur noch einmal auslachen, zerschmettern würde er ihn!

Rasch sprang Julius über den granitnen Rand des Beckens und kletterte an dem Bronzefelsen empor. Der Felsen war aber verteufelt glatt und mehrere Male rutschte Julius wieder in das zum Glück trockene Becken herab. Da erfaßten ihn die Tatzen der Seeungeheuer und hoben ihn empor, als wenn er eine Feder wäre. Die Putten streckten ihm die dicken Händchen entgegen und zogen ihn vollends auf den Felsen. Jetzt stand er neben Poseidon, der ihm seine schwere Eisenhand auf das Haupt legte.

„Ich weihe Dich zu meinem Priester, Du getreuer Diener des Wassergottes", rief Poseidon mit dröhnender Stimme und schwang den Dreizack über dem Haupte des Jünglings. „Und nun", so fuhr er fort, „halte Deine erste Rede unter meinem Schutz."

Julius Golde stellte sich in Positur. Den Hohenzollernmantel schlug er malerisch um die Schultern, den breiten Schlapphut hing er an eine Spitze des göttlichen Dreizacks und die heute gewaltsam unterdrückte Rede floß ihm von den Lippen.

Es rauschte und plätscherte, wie wenn die Wasser des Brunnens mit einem Male wieder sprängen. Es tröpfelte und rieselte wieder mit unaufhörlicher Gleichförmigkeit, daß sich die Putten ängstlich in den Felsspalten versteckten, die Seeungeheuer sich scheu nieder duckten, die Krokodile und Schlangen im Becken sich wanden und drehten, als quäle sie ein entsetzlicher Leibschmerz und die Flußweiber mit offenen Mäulern zu dem Redner empor starrten. Poseidon setzte sich stolz auf sein Felsstück zurück. Ein Lächeln der Genugthuung glitt über sein bärtiges Antlitz, der Wassergott hatte den richtigen Priester gefunden.

Plötzlich dröhnte vom nahen Thurme der erste Glockenschlag des neuen Jahres nieder und eine Todtenstille trat ein. Julius Golde verstummte; es war ihm, als rieselte es ihm eiskalt durch die Glieder, scheu blickte er sich um, leblos, in der starren Haltung, die der Künstler ihnen gegeben, saßen die Gestalten des Monumentes da. Sie waren wieder zu Bronze geworden.

Julius Golde erschrak. Wie sollte er jetzt von dem Felsen herunterkommen? Das war ein gefährliches Stück Arbeit.

„Sie, Männeken, wat machen Sie denn da oben?" fragte plötzlich eine barsche Stimme, und Julius sah die Pickelhauben einer Schutzmannspatrouille aus dem Dunkel der Nacht auftauchen.

„Was ich hier mache?" entgegnete Julius im Hochgefühl seiner neuen Würde als Hofpoet des Wassergottes, „ich unterhalte mich ein Bischen mit Poseidon" . . .

„Unsinn! Wollen Sie nich mal runterkommen? Is sowat schon dajewesen?! Klettert der Mensch uff det Forckenbecken! Na, Männecken, wenn Ihnen dat nur jut bekommt. Aber nun runter mit Sie! Un en bischen dalli!"

„Aber erlauben Sie mal" . . . .

„Hat sich was zu erlauben! Wollen Sie jetzt runterkommen? Die Schutzleute kletterten in das Becken hinein und suchten Julius an den Beinen herunterzuziehen.

„Ich protestire gegen die Gewalt," schrie Julius. „Poseidon hilf! Poseidon hilf!"

Aber Poseidon saß ruhig auf seinem Felsen und schien sich noch dazu über seinen Dichter weidlich zu amüsiren.

„Wer sind Sie? Wie heißen Sie?"

„Ich bin der Dichter Poseidons" . . .

„Der Bursche is verrückt" . . .

„Nee, man bloß betrunken!"

„Marsch zur Wache mit Sie!"

„Zur Wache?! Nimmermehr . . . ich protestire" . . .

„Wat? Sie wollen noch mucksen? Na, warte, Männecken!"

Vier derbe Schutzmannsfäuste packten den Unglücklichen und schleppten ihn fort, trotz seines Sträubens und Schreiens.

Die Sterne des Himmels wurden durch dicke weißgraue Wolken verhüllt, ein stürmischer Wind erhob sich und ein dichter Schneeschauer rieselte auf die Erde nieder.

* * *

Das war ein häßliches Erwachen am anderen Morgen auf der harten Pritsche des Polizeireviers!

Lange Zeit saß Julius Golde da, den schmerzenden Kopf in die Hände gestützt und nachdenkend, wie er hierhergekommen sei. Endlich dämmerte ihm die Erinnerung an den unheimlichen Sylvesterspuk auf! Er stöhnte laut! Was würde sein Prinzipal, was Anna Knospe sagen, wenn sie erführen, daß er die Sylvesternacht auf der Polizeiwache zugebracht hatte! „Poseidon hilf!" ächzte er und folgte gesenkten Hauptes dem Schutzmann, der ihn zum ersten Verhör vor dem Polizeilieutenant führte.

Der Herr Lieutenant war ein jovialer Mann, der einen Spaß verstand. Er lachte herzlich über die Abenteuer Julius Goldes, stellte dessen Personalien fest und entließ ihn dann mit der tröstenden Versicherung, daß das Abenteuer der Sylvesternacht wohl weiter keine Folgen haben werde.

Erfreut eilte Julius seiner Wohnung zu. Er hatte neuen Muth gefaßt, Poseidon hatte ihn noch nicht verlassen. Jetzt wollte er aber auch sofort zu Anna Knospe eilen, um dem lieben Mädchen den ersten Neujahrsgruß zu bringen. Er warf sich in Frack und weiße Binde, kaufte eine hübsche Schachtel mit Marzipan, leistete sich eine Droschke erster Klasse und fuhr nach dem Hause am Schloßplatz, wo Herr Knospe wohnte

Mit klopfendem Herzen stieg er die drei Treppen empor und drückte auf die elektrische Klingel.

Das Dienstmädchen öffnete.

„Ach Herrjeh, Herr Golde!" rief sie. „Na, Sie kommen gerade recht. Treten Sie nur ein in die jute Stube!"

Julius trat ein, aber er wäre fast wieder hinausgeeilt, denn sein erster Blick fiel auf die Gestalt des langen Meyer, der die Hände Anna's in den seinen hielt und sich zärtlich zu dem Mädchen niederbeugte.

Doch es war zu spät. Herr Knospe und Frau Knospe traten auf ihn zu und Herr Knospe sagte lachend:

„Sie kommen zur guten Stunde, Herr Golde! So eben hat sich unsere Anna mit Herrn Albert Meyer verlobt! — Nicht wahr, Sie machen uns ein recht hübsches Hochzeitsgedicht?"

Es schwindelte dem armen Wasserpoeten. Er stotterte einige unverständliche Worte, stellte seine Marzipanschachtel auf den Sophatisch und eilte wieder fort.

Auf der Straße angekommen, stand er aufathmend still und sah mit verzweifelndem Blick zum Himmel empor. Da fiel sein Blick auf den Schloßbrunnen in der Mitte des Platzes. Es war ihm, als lächele Poseidon ihm spöttisch zu. Drohend streckte er dem Gott die Faust entgegen und stürzte sich in eine Droschke — dieses Mal zweiter Güte. —

„In's Hofbräu!" rief er dem Kutscher zu und die Droschke rumpelte schwerfällig davon.

Kossowicz's Rache.

Von Karl Emil Franzos*). (Nachdruck verboten.)

Es war am 7. Juli 1866 — das Schicksal hat dafür gesorgt, daß ich das Datum nie vergesse — Morgens halb Neun, im Lehrsaal der Septima zu Czernowitz in der Bukowina; Unterprima würde man die Klasse in Deutschland nennen. Auf dem Katheder stand der Professor Wilhelm Lang, der ehrgeizige Mann, der mit uns den Horaz schon in Septima las, die schlanke elegante Gestalt leicht vorgeneigt, sein Prüfungsbüchlein in der weißen, weichen, beringten Hand. „Kossowicz!" hatte er eben gerufen und dazu gelächelt, wie er immer zu lächeln pflegte, wenn er den großen, plumpen, dicken Menschen aufrief. Und der einfältige rumänische Popensohn hatte sich erhoben und die Horazische Strophe schlecht skandirt und stotterte nun bei der Uebersetzung — Alles wie immer. Wir Schüler aber grinsten fröhlich; nie machte Professor Lang bessere Witze, als wenn er den Kossowicz Eusebius prüfte, unsern armen, vielgehänselten „ultimus ultimorum".

Diesmal sollte es nun vollends so lustig werden wie nie vorher. „Nil pictis timidus navita puppibus fidit", hatte der Rumäne gelesen und sollte es nun übersetzen. „Der furchtsame Schiffer vertrauet nicht . . ." begann er, „vertrauet nicht . . ."

„Seinem natürlichen Genie", fiel der Professor ein, „sondern präpariret sich!"

Die Klasse wieherte.

„Kossowicz! was heißt pingere?"

„Malen", flüsterte ein barmherziger Nachbar dem Prüfling ein.

„Malen", wiederholte Kossowicz.

„Und puppis?"

„Hintertheil des Schiffs", flüsterte derselbe Nachbar wieder. Aber Kossowicz verstand nur das erste Wort. Ueber das stumpfe Gesicht flog es wie ein Leuchten.

„Ich weiß ich schon!" sagte er freudig in seinem seltsamen Deutsch. Und dann mit Donnerstimme, jede Silbe wuchtig betonend: „Der furchtsame Schiffer vertrauet nicht auf sein bemaltes Hintertheil!"

Wir brüllten los, daß die Wände wiederhallten. Auch Lang lachte und lachte, daß ihm die Thränen über die Backen liefen. Dann aber rief er:

„Kossowicz Eusebius, setzen Sie sich auf Ihre puppis. Schade daß Sie schon zu alt sind, um sie Ihnen blau und roth zu streichen: Es würde nichts mehr nützen!"

Seltsam, darauf blieb es still. Wir waren übermüthige Bengels zwischen fünfzehn und siebzehn, Kossowicz unser Prügelknabe, Lang unser Abgott, jeder Witz von ihm wurde belacht, diesmal schwiegen wir. Denn wir fühlten: das geht zu weit! So darf man einen dreiundzwanzigjährigen Mann nicht behandeln. Der arme, tölpelhafte Mensch, der spät auf's Gymnasium gekommen und jede Klasse zweimal durchmachte, war vielleicht nur zwei Jahre jünger, als unser eleganter Lehrer.

Auch Kossowicz empfand es so. Zuerst stand er regungslos, das dumpfe, stumpfe Antlitz vorgeneigt; offenbar verstand er den „Witz" noch nicht. Dann ging ein Zucken durch den wuchtigen Körper, er wurde todtenbleich.

„Herr Professor!" lallte er fast drohend. „Ich —"

Weiter kam er nicht. In demselben Augenblick that sich die Thür auf, der Direktor trat ein. Wir schnellten von den Sitzen empor, nicht blos, weil es die Vorschrift gebot, auch aus Ueberraschung und Erwartung. Der Direktor kam während des Unterrichts — das war unerhört und mußte die gewichtigsten Gründe haben.

Keine angenehmen, das sah man dem würdigen Manne vom Antlitz ab. Stefan Wolf hieß er, wir nannten ihn Gorgias, weil er diesen Dialog des Plato in jeder Rede citirte. Sein Antlitz war bleich und der mächtige Schnurrbart zitterte.

Er trat auf's Katheder, neben den Professor, der ihn nicht minder erstaunt anblickte als wir.

„Also", begann er — nie hat ein sterbliches Ohr eine Rede des Wackeren vernommen, die mit einem anderen Wort begonnen hätte — „also Sie können gehen. Also der Unterricht für das Schuljahr ist zu Ende. Die Zeugnisse können Sie nach einer Woche bei mir abholen . . ."

Ein Laut der Ueberraschung aus fünfzig Kehlen, dann ein Summen und Surren. „Warum?" riefen Einige.

„Unfug!" donnerte Gorgias. „Schweigen Sie! Also, der Herr Landeschef hat es eben verfügt. Also — der Krieg, der entsetzliche Krieg. Also" — der Schnurrbart zitterte convulsivisch — „die Schlacht von Königgrätz . . . aber damit nicht genug. Also" — und bei diesen Worten hüpfte der Schnurrbart vollends wie ein selbstständiges Wesen auf und nieder — „die Cholera . . ."

Wieder ein Rufen und Flüstern.

„Unfug! Schweigen Sie! In solchen Zeiten ärgert man seinen Direktor nicht. Auch Obst dürfen Sie nicht essen. Also wer Gurken ißt — Unfug, der streng bestraft werden muß! . . . Also, heute Nacht sind in der Wassergasse drei Menschen gestorben! . . . Gehen Sie nach Hause!"

Wir begannen die Bücher zusammenzupacken.

„Ruhe! Unfug!" donnerte er wieder. „Im Gorgias sagt Plato . . ." Er hielt inne. „Nein, das sage ich Ihnen morgen — wollte sagen nächstens. Also — die Cholera . . . . „χόλη" — Galle — Gallenruhr . . . . jede andere Ableitung ist falsch . . . ." Und er wiederholte mit furchtbarer Entschiedenheit: „Ganz falsch — hört Ihr!" Dann aber brach sich die Stimme des Mannes — ich bin im Leben selten einem warmherzigeren begegnet. „Adieu Jungens! Schwere Zeiten! . . . Haltet Euch vernünftig und fürchtet Euch nicht . . . Wir stehen in Gottes Hand . . . auf Wiedersehen — im Herbste, Alle, hoffentlich wir Alle . . ."

Und er rannte hinaus, damit wir die Thränen in seinen Augen nicht sehen sollten, und wir Alle hinterdrein; er die nächste Klasse aufzulösen, wir über die Corridore auf die Gasse.

Sie lag im Glanz der Julisonne; die Kinder spielten auf den Trottoirs, die Leute gingen ihren Geschäften nach. Nirgendwo eine erregte Miene, ein ängstliches Wort. Wir lachten, riefen, pufften uns — hätten uns nicht die letzten Worte des guten Alten, den wir Alle, trotz seiner eigenthümlichen rednerischen Leistungen wie einen Vater liebten und ehrten, im Ohr nachgeklungen, unsere Freude über die unverhofft frühen Ferien wäre eine ungetrübte gewesen.

Erst auf dem Marktplatz klang uns wieder jener Name entgegen, dessen richtige Ableitung er uns so energisch eingeschärft, aber auch nicht eben in furchterregender Art. Zwei Polizisten gingen von einer Hökerfrau zur anderen und konfiszirten die unreifen Kirschen und Stachelbeeren. Die Weiber jammerten, die Umstehenden lachten, auch die Polizisten nahmen ihr Geschäft nicht ernst.

„Dumme Sache! Aber der Herr Bürgermeister hat's befohlen! Die Cholera! Platz, Ihr Leute!"

In der Siebenbürger-Gasse holte ich meinen Coëtanen Kossowicz ein. Er ging gesenkten Hauptes dahin und wich Niemand aus, daß ihn die Leute zornig oder lachend aus dem Wege schoben. Ich holte ihn ein und sprach ihn an.

„Nimm's Dir nicht zu Herzen", suchte ich ihn zu beruhigen. „Er hat's nicht so böse gemeint."

Er schüttelte den großen, unförmlichen Kopf. „Is mir bitter", sagte er dumpf, „is mir sehr bitter! . . . Lang is Hund!" schrie er dann gellend auf.

„Das ist er nicht!" sagte ich. „Freilich hätte er den Witz nicht machen sollen!"

„Is Hund!" wiederholte er. „Bin ich schlecht? Nein! Bin ich faul? Nein! Bin ich Bub? Nein! Schlechten, faulen Bub' droht man mit Prügel, aber mir? Ich bin ich alter Mensch mit Bart, unglücklicher Mensch! Warum? Kein Kopf zum Studiren! Muß doch studiren! Will Bauer werden — soll Pope werden. Guter Mensch hätte Mitleid mit mir — also, Kossowicz kann nichts, bekommt Dritte, aber man läßt ihn in Ruh'! Schlechter Mensch thut mir das an! Aber ich werd' ich es ihm zeigen — ruf mich Hund, wenn ich's nicht thu'!"

Auf dem stumpfen Antlitz lag der Ausdruck eines ehernen Entschlusses. „Kossowicz", sagte ich erschreckt und legte ihm die Hand auf die Schulter, „Du wirst Dich an Lang nicht rächen! Du wirst Dich nicht unglücklich machen!"

„Mir is Alles eins", erwiderte er. „Unglücklich bin ich auch so! Aber er soll lernen besser sein und vor Gott Furcht haben!"

„Was willst Du thun?" fragte ich und hielt ihn fest.

„Wirst hören!" erwiderte er, riß sich los und trat in das kleine ebenerdige Haus, wo er mit vielen anderen Schülern bei einer Pfarrerswittwe zur Miethe wohnte.

Das nahm ich viel schwerer als die Cholera und setzte meinen Weg ernster fort als bisher. Erst daheim kam mir eine Ahnung von dem Entsetzlichen, das der Name in sich barg. Als ich mit der Kunde ins Zimmer trat, ward das Antlitz meiner Mutter bleich wie das Linnen, an dem sie nähte. „Das ist furchtbar . . ." murmelte sie mit entfärbten Lippen. „Wenn es so kommt wie vor fünfunddreißig Jahren . . ." Und sie erzählte mir von der Choleraepidemie von 1831, die sie als junges Mädchen in Brody durchgemacht, wie jeder zehnte Mensch gestorben und es nicht mehr Hände genug gegeben, die Todten zu bestatten . . .

Ich hörte zu, und weil sie selbst erregt war, machte es mir auch Eindruck, aber tief war er nicht. Dann nahm ich wieder die Mütze vom Nagel und wollte gehen

„Wohin?"

„Zum Kossowicz. Der arme Kerl soll keine Dummheiten machen!" Ich erzählte ihr, um was es sich handelte.

Sie nickte. „Aber bis Zwölf bist Du zurück. Wir gehen zu Deinem Vormund, der heute seinen Geburtstag hat, um ihm zu gratuliren. Auch speisen wir dort."

Der Rumäne war nicht zu Hause. Was ist ihm denn widerfahren? empfing mich seine Wirthin; er sei lange brütend dagesessen und dann plötzlich fortgerannt. Und ob es wahr sei, daß die Leute in der Wassergasse dahinstürben wie die Fliegen?!

Ich beschloß hinzugehen, obwohl die Zeit knapp war, wenn ich Mittags wieder daheim sein wollte. Czernowitz liegt auf einem

*) Aus den Aushängebogen des 1. Dezember-Heftes der Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung" (Herausgeber Karl Emil Franzos, Verlag von F. Fontane & Co.

Hügel, die Wassergasse umgiebt, dem Lauf des Pruth folgend, den Fuß des Hügels. Damals wohnten nur arme Leute dort, namentlich Juden und Ruthenen; den Hochsommer abgerechnet, wo man die Pruthbäder aufsuchte, kamen die Städter nie in die armselige, entlegene Vorstadt.

Wieder kam ich über den Marktplatz, er war nun etwas belebter als vorher, namentlich standen die Leute in dichten Gruppen um große, gelbe Plakate, die eben angeschlagen wurden. Der Bürgermeister theilte mit, daß sich seit gestern in der Pruthvorstadt drei Fälle von Brechdurchfall mit tödtlichem Ausgange ereigneten. Ob es sich um asiatische Cholera handle, sei noch nicht festgestellt, doch habe er ungesäumt alles Nöthige veranlaßt. Eine Cholerabaracke sei im Bau, die Pruthvorstadt abgesperrt. Die Bekanntmachung schloß mit einigen hygienischen Rathschlägen.

Die Umstehenden beurtheilten dieses Schriftstück sehr verschieden. Die einen lobten den Bürgermeister seiner Energie wegen, die Anderen fanden den Eifer höchst überflüssig. „Weil in der Pruthvorstadt drei Arbeiter starben, die sich den Magen mit unreifem Obst vollgestopft haben, bringt er die ganze Stadt in Aufruhr!" Am schärfsten verurtheilte Herr Gregor Lupul diese „Dummheiten". Es war dies der Besitzer des schönsten Hauses, des mächtigsten Bauchs, der röthesten Nase und des lautesten Organs in ganz Czernowitz. „Wer ist denn 1831 hier oben gestorben? Kein Mensch, der zu essen hatte. Hab' ich nicht recht, Mayer, Sie müssen's ja auch noch wissen!"

„Gewiß weiß ich es, Herr von Lupul," erwiderte der kleine schmächtige Salomom Mayer geschmeichelt. „Die Cholera ist eine Art Hungertyphus, für die armen Leut' —"

„Und deshalb soll ich keinen Salat essen?" rief Lupul entrüstet. „Justament ess' ich heut' sogar einen Italienischen! Kommen Sie mit, Mayer, zum Anatowicz in die Weinstube!"

Mayer ging mit, ich aber der Wassergasse zu. Je tiefer ich den Berg hinabkam, desto mehr Leute standen da, desto lauter sprachen, desto heftiger gestikulirten sie. Ueberall dasselbe Thema und dieselben Urtheile. Die Einen priesen, die Andern höhnten den Bürgermeister. Die Einen mahnten zur Vorsicht, die Anderen prahlten, was sie sich Alles zu essen getrauten, die Einen erzählten zitternd, alle Stunde stürben da unten einige Menschen und alle Aerzte seien dort beschäftigt, die Anderen schworen, die Leute in der Wasserstadt seien so vergnügt, wie nur je. Sicheres wußte Niemand.

Da kamen zwei Wagen die Straße hinabgepoltert, große unförmliche Karren, mit schwarzem Tuche überdeckt. Auf dem Bock saßen je zwei städtische Diener.

„Wohin? Wozu?" rief man sie an.

„Die Todten abholen!" erwiderte einer der Diener.

„Wie viel?"

„So ein Dutzend. Jetzt können's leicht mehr sein!"

Ein wildes Schreien und Lärmen, dazwischen ein gelles Lachen — und im nächsten Augenblick war die Straße wieder reingefegt. Heulend, jammernd, fluchend stürzten die Leute den Berg empor, ihren Wohnungen zu und gaben die Schreckenskunde verzehnfacht weiter.

Als ich den Eingang zur Pruthgasse erreichte, stand da ein großer Haufe Menschen und lachte und schrie: Lehrjungen, Strolche und Dirnen. Sie unterhielten sich damit, die städtischen Polizisten zu verhöhnen, die den Eingang zur Straße bewachten, damit Niemand den verseuchten Stadttheil verlasse; sonst war auch nichts zu sehen. Die wenigen Häuschen, die man überblicken konnte, boten denselben Anblick wie sonst; vor den Thüren spielten die schmutzigen Kinder in der Gasse, an den Fenstern flatterte zerlumpte Wäsche zum Trocknen, ein Schuster hockte auf seinem Dreibein vor der Werkstätte und flickte ein paar Striefel, ein Trunkener saß auf einer Bank und schlug mit seinen Stecken um sich, eine Verlorene lehnte sich halbbekleidet aus ihrem Dachfenster weit vor und lachte uns frech an. Alles wie gewöhnlich an dieser Stätte des Elends und der Verworfenheit. . . . .

Schon wandte ich mich zum Gehen, da klang ein Laut in mein Ohr, der mich anhalten ließ — ich glaube, ich höre ihn noch, während ich das schreibe. „Bože"! („O, Gott!") rief eine Stimme, schrill, verzweiflungsvoll . . . selbst das rohe Gesindel um mich her wurde plötzlich still. Noch einmal „Bože"! und „Ratujcie"! (Rettet!) Und aus dem Hause, vor dem der Schuster saß, kam ein Mensch hervorgestürzt, ein junger, todtblasser, fast nackter Mensch, der eben aus dem Bette gesprungen sein mußte und warf sich wie ein Kreisel in der Luft herum und stürzte in Krämpfen hin. Das war der erste Cholerakranke, den ich damals gesehen habe.

Als ich heim kam, war es längst Zwölf vorbei. Meine Mutter schalt heftig auf mich ein, als sie erfuhr, wo ich gewesen, besprengte mich mit einer Essenz, die sie inzwischen besorgt, und ließ mich die Kleider wechseln. Dann gingen wir zum Hause meines gestrengen Vormunds. Die anderen Glückwünschenden waren schon dagewesen, man hatte mit dem Speisen auf uns gewartet, der alte Herr war sehr ungnädig.

„Das blödsinnige Gerede von der Cholera verdirbt einem die Laune!" rief er. „Und nun kommt man auch nicht rechtzeitig zu Tisch."

„Aber der Doktor Atlas und der Lupul sind auch noch nicht da", suchte ihn seine Frau zu begütigen.

„Der Doktor steht in städtischen Diensten", rief er, „und muß thun, was der Bürgermeister will. Wahrscheinlich muß er gerade die Betrunkenen in der Wassergasse nüchtern machen! Aber der Lupul — richtig: der Lupul ist ja auch noch nicht da! Wo steckt denn der Alte? Schick doch zu ihm hinüber!"

Es währte lange, bis der Bote wiederkam, wir setzten uns inzwischen zu Tische. Mein Vormund war sichtlich noch immer unwirsch und seine Laune besserte sich nicht, als der Bote endlich meldete, die Haushälterin wisse nicht, wo der Herr von Lupul geblieben, er sei seit dem Morgen fort. „Der Kerl wird doch nicht vergessen haben!" rief der alte Herr in hellem Zorn. Das war verzeihlich, denn Lupul war sein bester Freund, auch pflegte dieser Demosthenes von Czernowitz seit fünfundzwanzig Jahren bei dem Diner am 7. Juli den Toast auf das Geburtstagskind zu sprechen. Da aber das Essen gut war, der Wein noch besser, so erheiterte sich allmählich die Laune des Gastgebers, besonders da ein anderer Freund des Hauses das Hoch beinahe ebenso gut ausbrachte, wie sonst Lupul. Und so saßen wir da und aßen und tranken, und da die beiden leeren Stühle an der Tafel ungemüthlich waren, so schoben wir sie weg.

Bei meinem Vormund geschah Alles gründlich und ausgiebig, nach Eins waren wir zu Tische gegangen, kurz vor Sechs wurde der Kaffee servirt. Da erst erinnerte er sich des ausgebliebenen Freundes und schickte nochmals hinüber. Diesmal kehrte der Diener sehr bald zurück.

„Nun!" rief ihn der alte Herr an. „Ist er zu Hause?"

„Ja — seit zwei Uhr!"

„Warum kommt er nicht?"

„Er kann nicht!"

„Ist er krank?"

„Todt ist er!" stieß der Diener hervor. „An der Cholera gestorben, der Doktor Atlas war bei ihm . . ."

(Schluß folgt.)

Aphorismen

von Martin Kornfeld.

Das Suchen die Welt zu verbessern ist vergeblicher als das Suchen durch die Welt verbessert zu werden.

* * *

Der Denker glaubt nur an das möglichst Denkbare, der Nichtdenker an das denkbar Unmöglichste.

* * *

Viele Arme leben von der Hoffnung Reichthum zu erlangen und viele Reiche sterben vor Angst Reichthum zu verlieren.

* * *

Der Zweifler zweifelt endlich auch an seine Zweifel und gelangt dadurch schließlich zur Verzweiflung.

Der Mensch ist nicht seines Glückes Schmied, sondern das Glück ist des Menschen Schmied.

* * *

Fähigkeiten besitzt wohl Jeder mehr oder minder, aber Wenige besitzen die Fähigkeit ihre Fähigkeiten auszunützen und zu verwerthen.

* * *

Wer Gedanken spielend in Worte kleidet bildet ein Wortspiel, doch wer gedankenlos mit Worten spielt bildet nur Wortspielereien.

* * *

Liebe und Achtung zu bewahren ist schwerer als solche zu erlangen.

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.